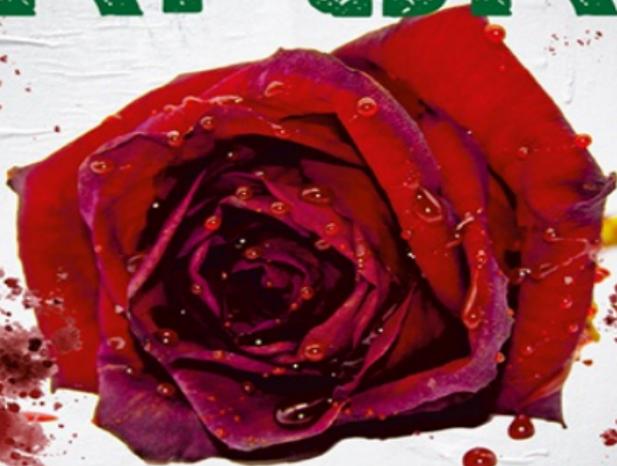


# MARGIE ORFORD



**Blut  
rose**

**Weltbild**

Profilerin Clare Hart ist froh, für ein paar Tage Abstand von Polizeikapitän Riedwaan Faizal zu bekommen, auch wenn der Auftrag sie in den heruntergekommenen Hafen von Walfis Bay in Namibia führt. Die brutalen Morde an vier Jungen, die auf der Müllkippe lebten und die offensichtlich jede Menge Gemeinsamkeiten aufweisen, interessieren dort offenbar niemanden. Schon gar nicht die Offiziere des nahe gelegenen Militärstützpunkts. Als Clare dringend nahegelegt wird, nicht im Abfall zu stochern und Riedwaan in den Fall einsteigt, wird die Stimmung so explosiv, wie das Geheimnis, das unter der verdörrten Erde der afrikanischen Wüste schlummert ...

### Profilerin-Clare-Hart-Serie

1. Blutsbräute
2. Blutrose
3. Todestanz
4. Galgenberg

Margie Orford

# Blutrose

Thriller

Aus dem Englischen von Christoph Göhler

# **Weltbild**

## Die Autorin

Margie Orford, als Tochter südafrikanischer Eltern in London geboren, zog im Alter von sechs Jahren nach Namibia, wo ihre Eltern im Estosha National Park Löwen erforschten. Margie wuchs in Windhoek auf und studierte in Südafrika. Auf dem Höhepunkt der Apartheid wurde sie als Redakteurin der kritischen Studentenzeitung »Varsity« verhaftet und ein Jahr lang inhaftiert. Ihre Abschlussarbeiten in Philosophie und Englischer Literaturgeschichte schrieb sie im Hochsicherheitstrakt des Gefängnisses. Wieder auf freiem Fuß, wollte sie die Welt sehen und reiste per Anhalter von der iranisch-türkischen Grenze bis nach Amsterdam. Zurück in Südafrika studierte sie bei dem Literaturnobelpreisträger J.M. Coetzee. Sie verbrachte zwei Jahre in England und kehrte nach der Geburt ihrer ersten Tochter in das inzwischen befreite Namibia zurück. Dort arbeitete sie als Publizistin, Journalistin und Filmemacherin. »Blutsbräute« ist ihr erster Roman, der Presse und Publikum im südlichen Afrika im Sturm eroberte. Die Idee zu ihm kam ihr, als sie für eine Reportage über Frauen- und Kinderhandel in Kapstadt recherchierte. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Töchtern in Kapstadt.

Die südafrikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Blood Rose.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2007 by Margie Orford

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Penguin Random House Verlagsgruppe  
GmbH, München

Übersetzung: Christoph Göhler

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Christoph Göhler liegen beim Blanvalet  
Verlag München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-151-7

Der Lärm drang brutal in Clare Harts Bewusstsein und riss sie schmerzhaft aus einem traumlosen Tiefschlaf. Mit klopfendem Herzen setzte sie sich auf und schob eine Haarsträhne aus ihrer Stirn. Es war ihr Handy, das auf dem Nachttisch zappelte. Sie griff danach und warf dabei ein Glas Wasser um. Hastig schüttelte sie die Tropfen vom Telefon und auf die schlafende Katze. Fritz fauchte ungehalten und bohrte die Krallen in den nackten Schenkel ihres Frauchens. Clare fing die winzige blutige Perle mit dem Finger auf, bevor sie auf das Laken tropfen konnte.

»Hexe«, zischte sie. Die Katze stolzierte mit in hoheitsvoller Entrüstung erhobenem Schwanz aus dem Raum.

»Dr. Hart?«, knisterte es fragend aus dem Telefon.

Clare wickelte sich die Daunendecke um den nackten Leib. »Wer ist da?« In ihrem Schlafzimmer war der Empfang immer schlecht.

»Captain Riedwaan Faizal. South African Police Service.«

Von null auf hundert hellwach, schoss Clare hoch. »Wo bist du?« Die andere Hälfte des Bettes war leer.

»Unten. Mach mir auf.«

»Du Hurensohn!« Clare konnte ihre Erleichterung nicht verhehlen.

»Sag das meiner Mutter.«

»Wo ist mein Tee?«

»Komm schon, Clare. Es ist eiskalt hier draußen, und der Wachmann wird langsam misstrauisch.«

»Du kennst die Regeln, Riedwaan. Du kriegst Sex und ein Bett für die Nacht, dafür bekomme ich meinen Tee ans Bett.«

»Ich versuche dir das auszutreiben. Also habe ich dir stattdessen einen Cappuccino und ein warmes Croissant besorgt.«

Clare griff nach dem Morgenmantel. »Genehmigt. Einen Moment.« Sie drückte den roten Knopf auf der Gegensprechanlage und lauschte auf den dumpfen Schlag, mit dem Riedwaans Schulter die Glastür aufdrückte. Er kam herauf und brachte einen Schwall kalter Morgenluft und zwei dampfende Kaffeebecher mit.

»Giovanni's. Mein Lieblingskaffee.« Clare nahm ihm die Pappbecher

ab und ging voran in die Küche.

Riedwaan folgte ihr durch den Flur. »Vielleicht solltest du mir einen Schlüssel überlassen. Dann hätte ich ihn dir ans Bett gebracht.« Er schüttete die Croissants auf einen Teller und öffnete die Mikrowelle.

Clare zog den Plastikdeckel von ihrem Kaffee. »Vielleicht.«

Sie schnappte sich die Cape Times, die er sich unter den Arm geklemmt hatte, und ging ins Bett zurück. Es lag Jahre zurück, da hatte Clare ein einziges Mal zugelassen, dass ihre Bastionen geschleift wurden. Die Folgen waren verheerend gewesen. Es brauchte schon mehr als ein Frühstück im Bett, damit sie ihre Abwehr noch einmal aufgab.

Als Riedwaan mit den warmen Croissants das Schlafzimmer betrat, hatte sich Clare bereits Zeitung lesend an die Kissen gelehnt. Dabei hatte sich ihr locker umgelegter Morgenmantel leicht geöffnet. Sie beugte sich hinüber, um sich ein Croissant zu nehmen.

»Das liebe ich so an dir.«

»Was denn?«, fragte Clare mit vollem Mund.

»Dass du aufwachst und sofort Hunger hast.« Er streckte die Hand aus und berührte sanft ihre Brust. Die Luft kam ihm dünn vor, fast als wäre der Sauerstoff so knapp, dass er ihn einteilen müsste. Er strich mit der Hand an ihrem Körper hinab und über ihre Hüfte. Clare stellte ihren Becher auf den Nachttisch und rutschte nach unten. Sie zog Riedwaan zu sich, ihre geübten Finger lösten die Knöpfe und suchten die seidig glatte Wärme der dunklen Haut auf seinem Bauch, seinem Rücken.

»Ich bin froh, dass du zurückgekommen bist«, flüsterte sie.

Riedwaan lächelte sie an. »Bei so einem Empfang würde ich jederzeit zurückkommen.«

Als er wieder nach seinem Kaffee griff, war er kalt geworden ...

»Zeit zum Aufstehen«, sagte Clare.

»Bleib noch ein bisschen.« Riedwaan nahm sie fester in seine Arme.

»Du willst schon wieder weg?«

»Ich hab was zu erledigen.« Clare wand sich aus seinem Griff und verschwand im Bad nebenan.

Riedwaan lauschte ihrem Summen, während das Wasser rauschte und Schränke geöffnet und wieder geschlossen wurden. »Summst du auch, wenn ich nicht hier bin?«, fragte er.

Das Summen verstummte. »Das geht dich nichts an.«

Er wälzte sich auf den Bauch und schaute auf das graue Meer, das sich gegen die Felsen warf. Eigentlich hatte er Clare gestern Abend erzählen wollen, dass seine Frau beschlossen hatte, nach Südafrika zurückzukehren.

Als sie aus dem Bad kam, trug sie einen Jogginganzug. »Kommst du mit?« Sie bückte sich und zog ihre Laufschuhe an.

»Du machst Witze.«

Clare fasste unter die Decke und legte die kalten Hände auf Riedwaans Brust. »Von wegen. Ab und zu mit mir rumzumachen reicht nicht als Ausgleichssport.« Sie drehte sich an der Tür zu ihm um, wobei die Sonne auf ihr Gesicht und auf die Andeutung eines Lächelns fiel.

»Clare, ich wollte dir ...«

»Was?« Sie zog eine Braue hoch.

Aber Riedwaan brachte es nicht übers Herz, die entspannte Atmosphäre zwischen ihnen zu zerstören. »Spiegeleier oder Rührei?«

»Hart gekocht wäre passend, meinst du nicht? Und gib Fritzi was zu fressen! Dann greift sie dich nicht an.« Die Tür knallte zu, und sie war weg, zwei Stufen auf einmal nehmend.

Eintausendsechshundert Kilometer Luftlinie weiter nördlich lag Herman Shipanga wach in der kalten Morgendämmerung, während sich die Feuchtigkeit durch seine dünne Matratze bohrte. Dicht aneinandergedkauert suchten die Häuser Schutz vor dem Wind, der stöhnend durch die freiliegenden Dünen der Namibwüste fegte und den schmalen Durchgängen zwischen den Häusern ein hyänenhaftes Lachen entlockte. Er zwängte sich durch die Ritzen zwischen den Backsteinen und durch die Spalten in Türen und Fenstern; er suchte und fand jedes zarte Glied, das im Schlaf unter der Decke hervorgerutscht war.

Endlich hörte er es: das immer wiederkehrende alltägliche Sirenenheulen, das durch Walvis Bay schnitt. Shipanga warf die Decke zurück und ignorierte den Protest seiner beschädigten Hüfte. Er stieg über die Kinder hinweg, die auf dem Boden schliefen, füllte eine Schüssel mit Wasser und ging nach draußen, um sich zu waschen. Gerade als er das eisige Wasser wegschüttete, heulte die Sirene zum zweiten Mal. Die Fischmehlfabrik, die über den daran klebenden Häusern aufragte, rülpste gelben Rauch aus. Der Gestank ließ Shipanga würgen. Er trat wieder in das dämmerige Haus.

Seine Frau war schon auf und rührte Haferbrei auf der Doppelkochplatte. »Inzwischen solltest du dich daran gewöhnt haben. Der Gestank des Geldes«, sagte sie zur Begrüßung und reichte ihm eine Schale. Er schaufelte den Porridge ohne jeden Appetit in sich hinein.

Dann zog er seine Jacke über den blauen Overall. Die Kinder rutschten im Schlaf zusammen wie Welpen, die sich in die Wärme der anderen Körper schmiegen. Bevor Shipanga ging, bückte er sich und strich über die glatte Stirn seines Jüngsten.

Draußen trottete er mit schweren Schritten los, die durch die leeren Straßen hallten. Der zähe Nebel teilte sich für ihn. Eine Mülltonne, ein angekettetes Fahrrad, eine Frau, die ihren Hund ausführte, schälten sich gerade noch rechtzeitig aus dem Nebel, sodass er einen Zusammenprall vermeiden konnte. Er nahm eine Abkürzung durch die Gasse zwischen den sandigen Plätzen, die die Hinterhöfe der Häuser bildeten. Sie führte ihn an die Rückseite der Schule. Die Walvis Bay Combined School lag

am Rand der Stadt. Am Grundstückszaun häufte sich der wandernde rote Sand, als suche er nach einem Durchlass. Shipanga schlüpfte durch eine Zaunlücke und holte den Rechen aus dem Hausmeisterschuppen.

Er ging hinüber zum Kleinkinderspielplatz und schloss das hohe Holztor hinter sich. Das Klettergerüst ragte im Dunst auf. Die Reifenschaukeln baumelten stumm an ihrem Gestell. Leer, bis auf die letzte.

Der Junge hatte die Knie an die Brust gezogen. Mit pubertärer Lässigkeit lehnte er an der Kette, die die gelbe Schaukel mit dem Holzrahmen verband.

»Was hast du hier zu suchen?«, rief Shipanga.

Der Junge antwortete nicht. Diese kraftprotzenden älteren Jungen ärgerten Shipanga immer wieder, zum Beispiel indem sie mit Kugelschreiber auf ihren pickligen Wangen die Schmucknarben, die er auf seinem Gesicht trug, nachzeichneten. Die drei senkrechten Linien waren die letzte Erinnerung an jene Heimat, die Shipanga verlassen hatte, um sein Glück in dieser sonnenlosen Hafenstadt zu suchen.

Eine sanfte Windböe stupste die Schaukel an, doch der Junge regte sich nicht. Heißer, schmerzhafter Zorn stieg in Shipanga auf. Er packte die Kette und drehte den Jungen zu sich her.

Die Insekten hielten nur eine Sekunde inne, ehe sie wieder über ihr Festmahl herfielen. Wo die Stirn sein sollte, startete ihn ein drittes Auge an.

Shipangas Zorn schlug in Entsetzen um. Er wich zurück, die Augen wie gebannt auf die Last der Schaukel gerichtet. Als er das Tor erreicht hatte, drehte er sich um und rannte auf die Scheinwerfer zu, die über den Parkplatz strichen.

»Mr Erasmus«, keuchte er. Seine Brust schmerzte vor Anstrengung und Entsetzen.

»Was ist denn?« Der Rektor öffnete gerade den Kofferraum. Er machte sich nicht die Mühe aufzusehen.

»Da ist jemand.« Shipanga legte die schwielige Hand auf den Arm des Mannes. »Auf der Schaukel.«

»Melden Sie das Darlene Ruyters. Sie wird sich darum kümmern.« Erasmus nahm den Aktenkoffer aus dem Kofferraum.

»Es ist ein Kind, Sir.« Shipanga spürte, wie sein Zorn wieder aufflammte, und stellte sich dem Mann in den Weg. »Noch so ein Junge.«

»So wie die anderen?« Jetzt sah Erasmus den Hausmeister an.

Shipanga nickte. Erasmus ging auf den abgeschlossenen Spielplatz zu, öffnete das Tor und gab damit den Blick auf die Gestalt auf der knallgelben Schaukel frei.

»Wer hat ihn hergebracht?« Schweiß perlte auf Erasmus' Stirn.

»Das weiß ich nicht.«

»Der erste in der Stadt«, sagte Erasmus und klappte sein Handy auf. Er rief einen Krankenwagen, als wollte er wenigstens die Illusion einer Hoffnung aufrechterhalten. »Sie warten vorn auf die Polizei, Herman. Ich bleibe hier. Und lassen Sie niemanden auf das Schulgelände.«

Als Shipanga auf das Schultor zuging, spürte er den starren Blick des Leichnams als unheilvolles Kribbeln in seinem Rücken. Der bleierne Himmel versilberte den Lieferwagen, der sich dem Tor näherte. George Meyer, wie jeden Morgen der Erste, kurbelte das Fenster herunter.

»Was ist passiert?«, fragte Meyer.

»Ein Unfall«, erklärte Shipanga. »Auf dem Spielplatz. Wir warten ab, was die Polizei dazu sagt, Mr Meyer.«

»Danke«, sagte Meyer. Er sah kurz auf den kleinen rothaarigen Jungen auf dem Sitz neben ihm. Oscar renkte sich halb den Hals aus, um festzustellen, was los war. Mrs Ruyters war Oscars Lehrerin. Ihr Auto war schon da. So weit stimmte alles. Aber dass Herman Shipanga sie am Schultor aufhielt, stimmte nicht, selbst wenn sein vertrautes Lächeln wie ein tröstlicher weißer Blitz aus seinem Gesicht strahlte.

Ein brandneuer Mercedes Benz kam quietschend hinter ihnen zum Stehen. Herman Shipanga trat vor, und im selben Moment schoss ein Mann aus dem Fahrersitz und bohrte den Zeigefinger seiner rechten Hand in die Brust des Hausmeisters. Shipanga knackte mit den Knöcheln und wich keinen Zentimeter. Nach zwanzig Jahren auf verschiedenen Fischtrawlern konnte es ein manikürter Mann, der seine Tage in einem geheizten Büro verbrachte, nicht mit ihm aufnehmen.

»Warum blockiert dieser Wagen den Weg?«, wollte der Mann wissen.

»Heute ist keine Schule, Mr Goagab«, sagte Shipanga. »Sie müssen

leider hier warten. Es gab einen Unfall auf dem ...«

»Ich will mit Mr Erasmus sprechen.« Goagab zückte sein Handy. Bevor er die Nummer wählen konnte, erschien Erasmus, von dem Tumult aufgeschreckt.

»Erklären Sie mir das, Erasmus!«, rief Goagab ihm entgegen. »Warum darf ich meine Söhne nicht absetzen? Ich verlange eine Erklärung.«

»Verzeihen Sie, Mr Goagab, aber Sie werden warten müssen. Wir werden alle warten müssen. Die Polizei ist schon unterwegs. Sie wird alles Weitere entscheiden.«

Zu seiner Erleichterung sah Erasmus bereits ein Blaulicht durch den Dunst scheinen. Zwei Wagen hielten an. Aus einem weißen Geländewagen stiegen zwei Männer. Elias Karamata war dunkelhäutig, kahlrasiert und kompakt, und der leichte Ansatz eines Bierbauches drückte gegen sein steif gebügeltes, khakifarbenes Hemd. Kevin van Wyk war leichtfüßig, blond und seine Bewegungen wirkten präzise. Bei passender Beleuchtung hätte er als Filmstar durchgehen können.

»Wer ist verantwortlich?« Erasmus blickte von einem zum anderen.

Eine Frau hievte sich aus dem anderen Wagen, einem schrottreifen Streifenwagen. »Das bin ich«, sagte sie. »Captain Tamar Damases.«

Erasmus unterdrückte ein Seufzen und nahm ihre Hand. Sie fühlte sich glatt an. »Danke, dass Sie so schnell gekommen sind. Sie kennen Mr Goagab?«, fragte er.

»Allerdings. Guten Morgen, Calvin.«

»Was ist mit meiner Besprechung? Ich muss zum Bürgermeister!«, bellte Goagab.

Tamar Damases' Kinn verhärtete sich unter der weichen Haut. »Sie müssen hier warten. Entweder in Ihrem Wagen oder daneben. Das liegt bei Ihnen.«

»Ich werde Sie Bürgermeister D'Almeida melden, Captain Damases«, drohte Goagab.

»Wirklich?«, fragte sie. »Bestimmt wird er froh sein, wenn ihm eine Schonfrist bleibt, bevor er den Medien erzählen muss, dass wir das dritte Kind innerhalb ebenso vieler Wochen begraben müssen.«

Goagab sah aus, als würde er gleich explodieren, doch als Karamata seine muskulösen Arme verschränkte und einen Schritt vortrat, wich er

zurück, und seine Söhne krabbelten hinter ihm in den Wagen.

»So«, wandte sich Captain Damases an Erasmus. »Wo ist er?«

Der Hausmeister öffnete das Tor zum Kleinkinder-Spielplatz. Der hohe Holzzaun schirmte den Bereich nur von drei Seiten ab. Auf der vierten Seite zog sich ein offener, sandiger Hang hinab zu dem Stacheldrahtzaun rund um das Schulgelände. Ein rotes Klettergerüst, ein blaues Karussell, eine mit Hasen und Eichhörnchen in farbenfroher Kleidung bemalte Wand. Die gelben Schaukeln. Eine Böe schubste den Leichnam an. Das Quietschen der Kette durchschnitt die Stille.

»Oh.« Tamar Damases' Stimme war vor Kummer ganz weich.

»Strange fruit«, murmelte van Wyk. Tamar sah ihn überrascht an. Sie hätte nicht gedacht, dass er ein Jazzer war.

»Soll ich die Leute von der Spurensicherung herschicken, wenn sie eintreffen, Captain Damases?«, fragte Erasmus.

»Sie haben zu viele amerikanische Serien gesehen.« Die Andeutung eines Lächelns zuckte über Captain Damases' Gesicht. »Wir sind hier in Walvis Bay. Spurensicherung? Die mache ich. Polizeifotos? Mache ich. Forensisches Gutachten? Mache ich. Ballistisches Gutachten? Mache ich auch.«

Als Erasmus sie verständnislos ansah, senkte sie die Stimme. »Könnten Sie in der Pathologie anrufen und nachfragen, welcher Pathologe gerade Dienst hat? Eigentlich müsste es Dr. Kotze sein. Bitten Sie Helena, einen Wagen herzuschicken.«

»Dann überlasse ich alles Weitere Ihnen.« Erleichtert, etwas zu tun zu haben, eilte Erasmus davon.

»Könnten Sie bitte eine Rolle mit Absperrband holen, Sergeant van Wyk?« Die Autorität ließ Tamar Damases' Stimme spröde klingen. »Ich möchte, dass der Zugang zum Fundort beschränkt wird. In beiden vorangegangenen Fällen wurden die Ermittlungen beeinträchtigt, weil jeder überall herumgestapft ist.«

»Zu dumm, dass Sie nicht hier waren, um sie zu leiten, Captain.« Van Wyk gab sich keine Mühe, seinen Sarkasmus zu verhehlen. »Muss schwierig sein, gute Arbeit zu leisten, in ...« – sein Blick senkte sich auf ihren runden Bauch – »... in Ihrem Zustand.«

Erleichtert, endlich allein mit dem Leichnam zu sein, schaute Tamar ihm nach. Inzwischen frischte der Südwind auf, wurde frostig und gemein. Sie zog den Reißverschluss der Jacke bis zum Kinn hoch und wandte sich ab, um den toten Jungen zu untersuchen. Wie er so auf seiner Schaukel saß, den Rücken ihr zugewandt, hätte man meinen können, er sei ein Kind, das nicht weiß, wann es einen Streich zu weit getrieben hat, wäre da nicht der fehlende Hinterkopf gewesen. Hätte er von seiner Schaukel aufstehen und sich Rücken an Rücken mit ihr aufstellen können, wie es Kinder gern tun, wären sie ungefähr gleich groß gewesen.

Während sie von vorne auf die Schaukel zuing, nicht ohne sich genau einzuprägen, wohin sie ihre Schritte setzte, schienen sie die Augen des Jungen zu verfolgen wie auf einem Trickbild und sie wortlos anzulocken. Tamar folgte der Aufforderung und tastete sich über den steinigen Untergrund, wobei sie jedes Detail mit ihrer Kamera festhielt. Der Sand unten an der Schaukel war nicht ganz ebenmäßig und von einer Serie gleichmäßiger, spitz zulaufender Löcher perforiert. Sie maß eines davon mit ihrem Zeigefinger. Es war etwa fünf Zentimeter tief.

Die Schaukel, die den toten Jungen wiegte, zeigte nach Norden. Es war die einzige, die quer zu den anderen stand. Außerdem war sie am höchsten angebracht und am schwersten zu erreichen. Wenn Tamar eine Vermutung hätte abgeben müssen, hätte sie behauptet, dass man sie wegen des Ausblicks ausgewählt hatte, aber der Nebel hatte sich so starrköpfig festgesetzt, dass man nichts von der Wüste sah. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit und die Kamera ab, um das makabre Bild aufzuzeichnen, bevor sie an den Rand des Spielplatzes hinunterwanderte.

Im Zaun gab es mehrere Löcher. Sie ging in die Hocke und stützte die Ellbogen auf die Knie, um die Kamera ruhig zu halten. Tamar fand es bequem, so zu hocken. Sie hatte das von ihrer Großmutter gelernt; die alte Dame hatte das scharfäugige Kind gelehrt, all die verborgenen Zeichen zu lesen, die verrieten, ob ein Tier über den Boden gehuscht war, ob ein Mensch innegehalten hatte, um nachzudenken oder zu essen, oder ob eine Frau hier ihr geheimes Geschäft verrichtet hatte. Eilend. Schlendernd. Jagend. Versteckend. Für alles gab es Hinweise,

man musste sie nur zu lesen wissen.

Das rote Klettergerüst stand bleiern zwischen den grauen Dunstfingern. Der Nebel ließ alles zweidimensional wirken, bleichte die Details aus der Landschaft. Tamar stand wieder auf und wartete darauf, dass der Nebel ausdünnte und die blutarme Sonne ihre kurzlebigen Schatten auswarf. Als es so weit war, konnte sie die Zeichen gerade noch erkennen. Sie waren so schwach, dass sie kaum wahrzunehmen waren: abgeknickte Grashalme, die in die gleiche Richtung zeigten, ein Abdruck auf dem salzverkrusteten Sand, so schwach wie ein Handabdruck auf Glas. Sie stellte den Kontrast an der Kamera höher ein und schoss Bilder, bis sich die Sonne wieder verzog. Dann löste sie die Rolle mit dem gelben Absperrband, das ihr van Wyk gebracht hatte, von ihrem Gürtel und tastete in derselben Bewegung nach der Dienstpistole, die unter ihrem runden Bauch hing. Nachdem sie sich rückwärts in ihren eigenen Schuhabdrücken zurückgezogen hatte, sperrte sie das Gelände mit Band ab und war gerade damit fertig, als das Handy läutete.

Sie brauchte nicht erst die Nummer vom Display abzulesen.

»Helena?«, meldete sie sich.

»Was ist denn?«, fragte Helena Kotze. »Noch eine Messerstecherei?« Die Arbeit in der Hafenstadt hatte das Herz der jungen Ärztin verhärtet.

»Ich wünschte fast, es wäre eine«, antwortete Tamar. »Aber es ist schon wieder ein toter Junge.«

»So wie bei den anderen?«

»Sieht so aus.« Tamars Stimme stockte. »Jung. Vielleicht vierzehn. Diesmal auf einer Schaukel in der Schule an der 11th Street. Sieht aus, als wäre eine Kugel in die Stirn eingedrungen. Reste von Fesseln an beiden Handgelenken. In ein schmutziges Laken eingehüllt.«

»Wurde er dort getötet?«, fragte Helena.

»Nein. Keine nennenswerten Blutspuren. Nichts auf dem Boden. Außerdem riecht er, als wäre er schon ein paar Tage tot.«

»Ich bin gerade mitten in einer Operation. Ich kann frühestens in einer guten Stunde kommen. Kannst du die Vorarbeiten übernehmen?«

»Ich wollte gerade damit anfangen. Deine Leute sind hier. Wir sprechen uns später.«

Tamar sah zu den zwei Helfern aus dem Leichenschauhaus hinüber, die am Tor lümmelten. Die beiden Willems, wie Tamar sie gern nannte. »Wie geht's, Jungs?«, begrüßte sie die beiden.

»Cool. Und Ihnen?«, murmelte der größere Willem. Seine Haut war nach einer hastigen Rasur gerötet.

»Geht schon«, antwortete Tamar. Sie schüttelte zwei Beutel zur Beweissicherung auf.

»Wer ist es?«, fragte der andere Willem.

»Wissen wir noch nicht«, sagte Tamar. »Noch haben wir ihn nicht identifiziert.«

Die beiden Willems schoben die Hände in die Taschen und zogen die Schultern zusammen wie zwei durchnässte Krähen. »Warum so schlecht drauf?«, fragte Tamar.

Sie zuckten die Achseln. Der größere Willem zündete sich eine Zigarette an. Tamar wusste, dass sie nicht wegen des toten Jungen eine solche Trostlosigkeit ausstrahlten. Das Paar arbeitete schwarz für Human & Pitt, das erfolgreichste Unternehmen im florierenden Bestattungsgewerbe von Walvis Bay. Der Bestatter zahlte ihnen einhundert Namdollar bar auf die Hand, wenn er als Erster zu einer frischen Leiche gerufen wurde, vorausgesetzt, er verdiente etwas daran. Für einen drei Tage alte Leichnam, den niemand vermisst gemeldet hatte, lohnte es sich kaum, schon am Montagmorgen einen Anzug anzulegen.

Sie schauten lustlos zu, wie Tamar zu dem Jungen zurückging und die Schaukel zwischen den Streben und ihrem Knie festklemmte. Der Gestank der Verwesung umhüllte den Leichnam wie eine Aura. Noch ein Tag, und der Geruch wäre nicht mehr auszuhalten gewesen. Tamar holte tief Luft und stülpte zwei Beweissicherungsbeutel über die mit Nylonseilen gefesselten Hände. Die Schuhe des Jungen waren mit feinem Sand bedeckt. Sie besah sich die Wunde in seinem Kopf. Sie wimmelte von Maden. Zwei, vielleicht drei Tage im Lebenszyklus der Schmeißfliege, schätzte Tamar.

Bänder fesselten die Arme an die Knie, doch das Laken hatte sich gelockert und war herabgerutscht. Wo das übergroße Hemd des Jungen aufklaffte, waren große, blutige Fleischwunden zu sehen. Tamar

schob die wimmelnde Masse von fressenden Maden beiseite und vergaß über ihrer Arbeit die Übelkeit. Sie leerte die Taschen des Jungen. Dem Paar am Tor traute sie nicht. Falls der Tote irgendetwas von Wert bei sich trug, wäre es verschwunden, bis der Leichnam auf der Bahre im Leichenschauhaus landete.

In einer Hosentasche fand sie nicht mehr als einen schwarzen Kiesel. Tamar hielt ihn in der Hand. Sie konnte nachvollziehen, warum der Junge ihn aufgehoben hatte. Er war symmetrisch und glatt. In der anderen Tasche fand sie etwas Wechselgeld und einen fettigen Kassenzettel über vierundzwanzig namibische Dollar. All das ließ sie in einen weiteren Beutel gleiten. In der hinteren Hosentasche steckte ein Bleistiftstummel. In eine Seite des Stiftes war eine Initiale, eine Art K eingekerbt. Vielleicht war es der Anfangsbuchstabe seines Namens; oder er hatte das Ding aus einem Mülleimer gefischt.

Tamar stand auf und winkte den beiden Männern. Wie Messdiener traten sie mit ihrer Bahre zu ihr, legten den dünnen Körper darauf und deckten ihn mit dem schmierigen Laken zu. Tamar öffnete das Holztor und begleitete sie mit ihrer kleinen Last zu dem Wagen, wo Karamata und van Wyk die Neugierigen in Schach hielten. Die beiden Willems setzten die Bahre ab, um die Heckklappe zu öffnen.

»Die gleiche Geschichte?«, fragte Karamata.

»Sieht so aus«, sagte Tamar. »Schauen Sie selbst. Was meinen Sie?«

Karamata kniete neben dem Toten nieder und schlug das Laken zurück. Er strich über die verwesende Wange des Jungen.

»Kennen Sie ihn?«, fragte Tamar, als sie die liebevolle Geste des stämmigen Mannes bemerkte.

»Er hat mit meinen Söhnen Fußball gespielt.« Als Karamata aufstand, sah sie den Glanz in seinen Augen. »Seid vorsichtig mit ihm«, sagte er, als die beiden Gehilfen die Trage anhoben. Der größere Willem feixte, doch das Schwanken in seinem Gang endete an seinen Hüften, und er hob den Jungen ohne zu rucken an.

»Wie heißt er?«

»Alle haben ihn immer nur Kaiser genannt«, erwiderte Karamata.

Tamar nickte. Demnach gehörte der Stift mit dem eingravierten K ihm. Das Knallen der Heckklappe des Leichenwagens schien die

Schaulustigen aus ihrer Trance zu wecken. Sie zückten ihre Handys, um all jenen, die diese Aufregung bedauerlicherweise verpasst hatten, zu erzählen, was passiert war: dass es schon wieder einen Toten gab; schon wieder war es eines von diesen Straßenkindern, die inzwischen an jeder Ampel um Geld bettelten.

»Sein Nachname?«, fragte Tamar.

»Apollis«, antwortete van Wyk. »Er hat eine Schwester. Sylvia. Eine Hure, genau wie er eine war. Wahrscheinlich liegt er darum im Leichenwagen.«

»Sie kennen ihn auch?«, fragte Tamar.

Van Wyk spuckte das Streichholz aus, mit dem er in seinen Zähne gestochert hatte. »Es ist eine kleine Stadt, Captain.«

Captain Tamar Damases sah dem Fahrzeug nach, das die Straße entlangholperte. Schon zweimal war so etwas passiert, ohne dass sie auf irgendeine verwertbare Spur gestoßen war. Jungen, die gefangen, ermordet, zur Schau gestellt, beerdigt worden waren.

Die brutalen Geheimnisse, die verschlüsselt in ihre Brust eingeritzt waren, ließen Tamar an Dr. Clare Hart denken.

Riedwaan Faizal schlug die Decke zurück, wickelte ein Handtuch um seine Taille und trat ans Fenster. Nach ein paar Minuten tauchte Clare in der Ferne auf und nahm mit Tempo die Biegung des Sea Point Boulevard. Im dünnen Septemberlicht wirkte sie auf diese Entfernung wie eine Fremde, seiner intimen Kenntnisse zum Trotz, die er inzwischen erworben hatte und eifersüchtig bewahrte. Er schaute ihr nach, bis sie verschwunden war, dann fuhr er sich mit den Händen durch die Haare. Die senkrecht abstehenden schwarzen Stacheln hatten ihm in der Schule eine Menge Ärger gemacht. Immer wieder hatte man ihn zum Direktor geschickt und ihn nachweisen lassen, dass er sie nicht gegelt hatte. Inzwischen war das schon ewig her. Zwei Jahrzehnte, plus-minus ein paar Jahre. Jetzt zeigte das Haar an manchen Stellen bereits graue Strähnen.

Riedwaan wanderte durch Clares Wohnung, hob ab und zu etwas auf, legte es wieder zurück und fuhr mit dem Finger über die alphabetisch geordneten Buchrücken. Größtenteils Hardcover. Über dem Fernseher standen in mehreren Regalfächern Clares zum Teil preisgekrönten Dokumentarfilme, Videokassetten ihrer ausgestrahlten Reportagen und die Auszeichnung für einen Film, den sie über Menschenhandel im Kongo gemacht hatte. In ihren Reportagen ging es ihr darum, die Welt zu verbessern, und ihre Überzeugungen verliehen ihr den Mut, an Orte zu gehen, wo kein Netz sie auffangen würde, falls sie abstürzen sollte. Ihre feste Überzeugung, dass sich die Wurzel des Bösen finden und ausreißen ließ, passte auch zu ihrer Tätigkeit als Profilerin. Riedwaan war in dieser Hinsicht weniger überzeugt.

Er blätterte durch den Stapel klassischer und Pop-CDs. »Wie viel Moby kann ein einzelner Mensch eigentlich hören?«, fragte er Fritz. Als Antwort legte die Katze die Ohren an und fauchte.

In Clares Bad öffnete er einen kleinen Cremetiegel und hielt ihn unter seine Nase. Der Tiegel verströmte ihr Aroma: zart und geheimnisvoll. Riedwaan stellte ihn zurück. Er hatte das so oft in fremden Wohnungen getan. Es war ihm zur zweiten Natur geworden, in den alltäglichen Gegenständen im Leben einer Frau zu stöbern, nachdem ihr

zerschmetterter Leichnam aufgefunden worden war, und auf diese Weise zu erforschen, warum sie genau in diesem einen Augenblick aus dem Haus gegangen und nie zurückgekehrt war, um die halb vollen Döschen mit teuren Cremes aufzubrauchen oder um das Essen zu servieren, das noch im Ofen stand.

Clare war müde – das wusste er –, ausgelaugt nach dem letzten Fall, an dem sie zusammen gearbeitet hatten und bei dem sie das Profil eines Killers erstellen musste, bei dessen raffinierten Grausamkeiten selbst die Mägen jener Männer rebellierte hatten, die sich gegen alles Abartige immun glaubten. Es war ihr ein Bedürfnis, ihre zurückgezogen lebende Zwillingschwester Constance zu besuchen. Es war ihr ein Bedürfnis, allein, weit weg zu sein. Aber Riedwaan wollte nicht, dass sie ihn verließ. Wenn er mit einer Frau schlief, wollte er auch mit ihr zusammen sein. Die Verhaltensmuster aus einer langen Ehe wie seiner waren schwer zu tilgen, auch nachdem die Ehe zerbrochen war.

Er sah sich im Spiegel an. Er würde auch unrasiert durchkommen. Beim Duschen und Anziehen unterdrückte er die Angst, die über seinen Rücken kroch. Er fütterte Fritzi. Clare würde in einer halben Stunde zurückkommen. Er ging, um nach ihr Ausschau zu halten. Das Wohnzimmer war spartanisch eingerichtet, so wie sie es mochte. Der bleiche Holzboden schien mit den Wellen zu verschmelzen, die sich gegen den Boulevard warfen. Riedwaan setzte sich auf ihr Sofa und streckte die Hand nach dem Bücherstapel aus, mit dem sie sich beschäftigt hatte, bevor er am Vorabend zu ihr gekommen war. Es gab ein Buch über Wüstenpflanzen, dessen Index von den Pollen einer vergessenen Pflanzenprobe befleckt war. Eine Geschichte des Richtersveld, des unwirtlichen Gebietes um den Orange River. Einen Roman über eine frühe und mörderische Reise in diese Wüste, Coetzees *Dusklands*. Ihren Führer über südafrikanische Seevögel hatte sie mit Anmerkungen versehen. Er klappte ihn zu und lächelte, als er sich Clare mit einem Feldstecher um den Hals und einer Vogelliste in der Hand vorstellte.

In der Küche fixierte Fritzi ihn böse, während er darauf wartete, dass das Wasser kochte. Er nahm seinen Kaffee mit in das Gästezimmer. Clares Koffer lag halb gepackt und aufgeklappt auf dem Bett. Daneben

lagen säuberlich geordnet weitere Kleider, die darauf warteten, ebenfalls eingepackt zu werden. Er hob ein Kleid an, strich mit den Händen über den seidigen, schwarzen Stoff und hielt es dann an sein Gesicht. Offenbar hatte sie es erst kürzlich getragen, denn unter seiner Berührung löste sich unter dem Parfüm, das sie stets trug, der wilde, scharfe Geruch ihres Schweißes. Eifersucht packte ihn. Mit wem war sie in diesem Kleid ausgegangen? Wer hatte sie zum Schwitzen gebracht?

Er legte es wieder hin und griff nach einem BH mit passendem Slip – teuer, seidig, tief sitzend. Für wen wollte sie den tragen? Riedwaan konnte ihre ironische Stimme hören: Für mich natürlich, würde sie sagen. Er glaubte ihr, aber ihre Art, ihn auf Abstand zu halten, bewirkte, dass er sich wie ein Teenager vorkam. Er legte das Kleid wieder zusammen. Dann faltete er den BH und legte ihn zurück. Den Slip ließ er in seine Tasche gleiten. Eine Erinnerung für die Zeit, in der sie weg sein würde.

In der Küche legte Riedwaan Tomaten auf den Grill und kochte Eier. Er schaute zu, wie die letzten Straßenlaternen ausgeschaltet wurden. Kapstadt im Morgenlicht hatte etwas von einer Stripperin jenseits ihrer Blütezeit. Die Silhouette war noch ansehnlich, die Brüste wirkten fest, aber in Wahrheit wurden die Nächte nur noch von Silikon und Make-up angetrieben.

Die Wohnungstür ging auf. Riedwaans Hand schloss sich um das Fleischmesser in der Spüle. »Clare?«, rief er.

»Du hast den schönsten Teil des Tages verpasst.«

Riedwaan blickte überrascht auf das Messer in seiner Hand. Er strich mit einem Trockentuch über die Klinge und griff nach einer reifen Melone.

Clare kam tropfnass und mit knallroten Wangen herein.

»Ich werde dich nicht küssen.« Sie wich ihm aus. »Ich bin völlig verschwitzt und stinke.«

»Genau so, wie ich dich mag.« Riedwaan schnitt die Melone in Streifen. Er war kein großer Obstfreund, aber Clare liebte es.

Sie nahm einen Schnitz und biss hinein. »Perfekt.« Dann öffnete sie das Fenster und legte die Melonenschale für die wartenden Vögel auf dem Fensterbrett aus. »Komm mit und unterhalte mich beim Duschen.«

Sie zog sich aus und stopfte ihre Sachen in die Waschmaschine.

»Sofort«, sagte Riedwaan und sah ihr nach, als sie nackt durch den Flur ging.

Clare stand unter der Dusche. Sie genoss es, wenn der heiße Wasserstrahl auf ihrem Gesicht den Schweiß von ihrer Haut wusch. Allerdings wusch er damit auch den Abdruck von Riedwaans warmer Haut ab. Sie würde ihn vermissen, wenn sie einen ganzen Monat wegfuhr. Sie massierte Shampoo auf ihre Kopfhaut und verteilte es bis in die Spitzen ihrer blonden Haare, die ihr über die Taille hingen. Verdammt. Eigentlich hatte sie es schneiden lassen wollen, bevor sie wegfuhr.

»Du irritierst mich, wenn du nichts anhast.« Clare hatte nicht gehört, wie Riedwaan ins Bad gekommen war. »Vor allem, wenn du so schuldbewusst aussiehst. Hast du unanständige Gedanken?«

»Das werde ich dir nicht verraten.« Clare griff nach der Seife und verteilte sie auf Schultern und Rücken.

»Lass mich das machen.« Riedwaan beobachtete, wie ihre geschmeidigen Hände ihren Körper einseiften.

»Du hast das alles schon gesehen.«

»Aber jetzt werde ich es wochenlang nicht sehen«, bettelte er.

Clare spülte ihr Haar aus. Es ringelte sich wie eine Schlange über ihrer Schulter und wirkte durch das Wasser fast so dunkel wie das von Riedwaan. Sie drehte den Hahn ab und trat aus der Dusche.

»Ich wusste ja gar nicht, dass du dich für Vögel interessierst.« Riedwaan wandte nicht eine Sekunde den Blick ab. Nackt und tropfnass wirkte sie genauso unbeschwert wie angezogen.

»Tue ich. Das habe ich von meinem Vater. Ab und zu knallte er mitten auf der Landstraße den Fuß auf die Bremse, wendete und raste zurück, um irgendeinen winzigen braunen Federball zu identifizieren. Damals kam ich zu dem Schluss, dass ich wenigstens wissen wollte, wofür ich sterbe, wenn ich schon sterben müsste.«

»Warum hast du mir das nie erzählt?«, fragte Riedwaan.

Clare bemerkte seine Miene und lachte. »Du hast mich nie danach gefragt.« Sie trug Creme auf und strich ihre geschwungenen Brauen glatt. Dann griff sie nach ihrem roten Kimono und zog den Gürtel straff,

bis er ihre Hüften betonte.

»Ich könnte dich in Namaqualand besuchen kommen. Dann kannst du einem Stadtjungen zeigen, was es an all diesen Blumen und Vögeln zu studieren gibt.«

Die Vorstellung, dass er auf der Farm ihrer Schwester auftauchen könnte, überstrahlte wie ein greller Köder den Haken, der darunter verborgen lag.

»Das wäre schön.« Die Aufrichtigkeit, mit der sie das sagte, überraschte sie beide.

Riedwaan öffnete die Tür und ließ einen Schwall kalter Luft herein. Er tastete nach den richtigen Worten, um ihr zu erklären, dass die Dinge komplizierter lagen als diese morgendliche Routine. Dass Shazia zurückkommen wollte. Seine Frau. Stattdessen zog er Clare an seine Brust.

»Nicht jetzt«, sagte sie. »Bei offener Tür ist es eisig hier drin, außerdem will ich frühstücken.« Sie küsste ihn auf den Mund und schlüpfte aus seiner Umarmung. »Ich ziehe mich schnell an.«

An der gottverlassenen Küste Südwestafrikas bog Mara Thomson zwischen den Häusern in einen engen Hohlweg ein, um die Abkürzung zur Schule zu nehmen. Vor einem Jahr war sie mit großen Hoffnungen und zwei Koffern hier angekommen, um als unbezahlte Lehrerin zu arbeiten. Die Sommerhitze hatte ihre Knie einknicken lassen, als sie in der Hauptstadt Windhoek aus dem Flugzeug gestiegen war, aber während sie über den glühenden Asphalt marschiert war, war ihr das Herz aufgegangen, so als wäre sie endlich heimgekehrt. Sie hatte erwartet, dass sich Akazien gegen einen orangefarbenen Himmel abzeichnen würden. Stattdessen wurde sie nach Walvis Bay abkommandiert. Eine Woche lang hatte sie sich jeden Abend in den Schlaf geweint; dann hatte sie beschlossen, inmitten von Schmutz und Nebel ein Leben aufzubauen. Ein Leben, das sie jetzt, wo sie abreiste, vermissen würde.

Mara sprang von ihrem Fahrrad, schob es aufwärts durch die schmale Gasse und fragte sich sofort, warum die Hunde anschlügen. Elias Karamata stand Wache an einer Lücke im Zaun, die mit Zickzack-Band abgesperrt war. Schwarz und gelb, die Warnfarben der Natur.

»Morgen, Mara«, begrüßte Karamata das Mädchen. In ihrem Hoodie und den Jeans sah das hagere, dunkelhäutige Mädchen eher aus wie einer der Jungen, die sie unterrichtete, und nicht wie eine freiwillige Lehrerin.

»Was war denn los?« Maras akzentuierte Vokale verrieten, dass sie aus dem Ausland kam. England.

»Kaiser Apollis«, sagte Karamata und legte besänftigend die Hand auf ihren Arm. »Er wurde tot auf dem Spielplatz gefunden.« Er spürte Maras Zittern. Mit ihren neunzehn Jahren war sie selbst noch ein staunendes Kind. »Gehen Sie lieber vorn rum.«

Froh, ihr Fahrrad als Stütze dabeizuhaben, wanderte Mara um das Gelände herum zum Haupteingang der Schule. Ihre Beine schlotterten.

»Wohin wollen Sie, Miss Thomson?«

Mara hatte Sergeant van Wyk gar nicht wahrgenommen, bis er sich von der Wand gelöst und ihr den Weg versperrt hatte.

»Ich arbeite hier«, sagte sie.

»Ja, das tun Sie bestimmt. Ihren Ausweis, bitte.«

Mara zog ihn heraus, obwohl er genau wusste, wer sie war. Van Wyk sah ihren Pass durch. »Ihr Visum läuft in zwei Wochen ab.«

»Seit wann sind Sie bei der Einwanderungsbehörde?«, schoss sie zurück.

»Der tote Junge.« Van Wyks Blick blieb kalt. »Er hatte eines von Ihren Fußballtrikots an.« Mara wurde bleich. »Interessanter Zufall«, setzte er hinzu.

»Ich weiß, was Sie mit ihm gemacht haben, mit Kaiser«, sagte Mara. »Schließlich habe ich Sie damals angezeigt.«

»Das weiß ich doch.« Van Wyk wirkte desinteressiert. »Aber es hat Ihrem kleinen Freund nicht wirklich genutzt, oder?«

Mara ging auf den Eingang zu. In diesem Augenblick setzte sich van Wyk in Bewegung und klemmte ihren Körper im Türrahmen fest. Sein Atem war heiß, intim, bedrohlich. »Ich habe gehört, Sie lesen Ihre Liebhaber in den Clubs auf.« Seine harte Faust kam, ohne dass es jemand sehen konnte, auf dem weichen Hügel zwischen ihren Beinen zu ruhen. »Immerhin besser als von der Müllkippe, aber Matrosen sind nicht ungefährlich, meinen Sie nicht auch?«

»Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe?«, zischte Mara.

Van Wyks Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Sie haben schließlich angefangen ...«

»Sergeant«, unterbrach ihn Karamata. Er lehnte mit verschränkten Armen an der Wand. »Die Angestellten warten darauf, befragt zu werden.«

Van Wyk ließ die Hand sinken, und Mara schob sich mit Tränen in den Augen an ihm vorbei.

»Ich habe nur Miss Thomson überprüft«, meinte van Wyk zu Karamata, während sie zum Spielplatz zurückgingen.

Tamar verschloss gerade den letzten Beweissicherungsbeutel und beschriftete jeden mit Uhrzeit und Datum. Karamata überreichte ihr die Liste aller Personen, die sich auf dem Schulgelände aufgehalten hatten, bevor sie eingetroffen waren. »Wen haben Sie, Elias?«, fragte sie.

»Calvin Goagab natürlich und seine Söhne«, antwortete Karamata.

»Wenn ich den sehe, geht für mich die Sonne auf.« Tamar schnitt eine Grimasse. »Wen noch?«

»Erasmus, den Schulleiter. Herman Shipanga, den Hausmeister, der den Leichnam gefunden hat, haben Sie ja auch schon kennengelernt. Darlene Ruyters, Lehrerin der ersten Klasse. Sie war seit halb sieben in der Schule, sagt aber, sie habe nichts gesehen. Ansonsten war nur George Meyer hier. Er setzt seinen Stiefsohn Oscar immer sehr früh ab. Er ist in der Klasse von Darlene Ruyters, sie passt auf ihn auf, bis die Schule beginnt.«

»Kam Oscars Mutter nicht vor sechs Monaten bei diesem Autounfall ums Leben?«, fragte Tamar.

»Genau«, sagte Karamata. Er hielt Tamar die Tür auf. Die Angestellten der Schule verstummten, als sie in das stickige Lehrerzimmer trat. Die Vorarbeiten waren bald erledigt: Aussagen, Termine für weitere Vernehmungen, Vereinbarungen über die Schließung der Schule, dann wurden die Angestellten für heute nach Hause geschickt.

Tamar fuhr zurück aufs Revier und war froh, die Bürotür hinter sich schließen zu können. Sie ließ den Kopf in die Hände sinken und ließ es zu, dass ein paar Tränen auf die Tischfläche tropften. Es half nichts, sie alle zurückzuhalten. Als sie der Meinung war, dass genug Tränen vergossen waren, brühte sie einen Tee auf, während sie darauf wartete, dass ihre Fotos auf den Computer geladen wurden. Sie schlang die Hände um den heißen Becher und betrachtete die Bilder von dem toten Kind auf ihrem Bildschirm. Wieder musste sie an Clare Hart denken.

Sie suchte Riedwaan Faizals Handynummer heraus und wählte sie. »Captain Faizal? Hier ist Tamar Damases. Walvis Bay Police.«

»Ich habe schon lange nichts mehr von Ihnen gehört, Tamar«, sagte Riedwaan. »Wenn Sie mich anrufen, haben Sie bestimmt eine Leiche.«

»Einen toten Jungen auf einem Schulhof. Sieht nach dem dritten Mord in einer Serie aus«, erklärte Tamar. »Ich werde Ihre Profilerin Dr. Hart brauchen.«

»Wir werden es durch die offiziellen Kanäle leiten müssen«, meinte Riedwaan. »Aber wenn Sie Super Phiri rumkriegern können, werde ich Clare überreden.«

»Sie duzen sich inzwischen?«

»So könnte man es ausdrücken«, bestätigte Riedwaan mit einem Lächeln.

Clare klappte den Koffer zu und ging in die Küche. Jeans und ein weißes T-Shirt. Noch kein Make-up, das feuchte Haar in einem Kranz auf dem Kopf gelegt. Riedwaan lehnte an der Küchentheke und hatte die Zeitung vor sich ausgebreitet. Ihr Magen knurrte, als sie ihn küsste.

»Ich bin hungrig«, sagte sie.

»Du siehst gut aus.« Riedwaan zog sie an seine Brust.

Clare bemühte sich, die Flamme der Begierde, die unter seinen Händen aufflackerte, im Keim zu ersticken. Wenn sie sich durch ihren Körper ablenken ließ, würde sie ihren Tagesrhythmus noch ganz verlieren.

»Wir sind auch so schon zu spät dran.« Sie wand sich aus seinem Griff. Dann setzte sie sich und begann zu frühstücken. »Mit wem hast du gesprochen?«

»Phiri.«

»Und wo ist die Leiche?«

Riedwaan tastete in seiner Jackentasche nach Zigaretten.

»Rauch noch nicht. Es ist viel zu früh. Du rauchst inzwischen mehr als vor deiner Nichtraucherzeit.«

Riedwaan zuckte die Achseln und begann die Spülmaschine zu beladen. Während Clare fertig frühstückte, beobachtete sie das Spiel der Rückenmuskeln unter seinem Hemd.

»Du bist ein richtiger Hausmann«, sagte sie. »Vielleicht sollte ich hier bei dir bleiben. Mann und Frau spielen.« Sie reichte ihm den leeren Teller und schlang die Arme um ihn.

Riedwaan lachte. »Ja, sicher.«

»Und der andere Anruf?« Sie hielt ihn zwischen ihren Armen und der Geschirrspülmaschine gefangen. »Als ich unter der Dusche war?«

»Captain Tamar Damases. Aus Namibia«, antwortete Riedwaan. Clare konnte man nichts verheimlichen. Warum vergaß er das ständig? »Sie hat sich letztes Jahr deine Vorlesungen über Serienmörder angehört.«

Clares rechte Braue zuckte hoch.

»Hübsch. Leise Stimme. Winzige Taille«, erläuterte Riedwaan.

»Kein Wunder, dass du dich an sie erinnerst«, sagte Clare. »Genau dein Typ.«

»Früher mal. Jetzt bist du mein Typ. Nichts als Haut und Knochen und dazu eine Riesenklappe.«

»Es gibt also doch eine Leiche.«

»Es ist Montagmorgen«, sagte Riedwaan. »Da gibt es immer eine Leiche.«